

MIRJAM RABE

*Leben heißt,
das Verlierbare lieben*

*Eine Geschichte von
Verwandlung und Abschied*

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Die Entstehung des vorliegenden Buches wurde durch ein Stipendium der Kulturstiftung Thüringen gefördert.



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Alle Rechte vorbehalten

© 2024 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.verlagsgruppe-patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1540-2 (Print)

ISBN 978-3-8436-1578-5 (eBook)

Inhalt

I Aufbruch 9

- Loslassen 11
Wie durch Glas 13
Zwischen Ich und Du 15
Eine fließende Wand 20
Die Blicke der Anderen 22
Was bleibt 26
Jenseits der Rollen 30
Kein Mangel mehr 32

II In ein gelösteres Sein 35

- Im Garten 37
Die Linien 38
In den weißen Räumen 42
Nirgends wird Welt sein ... 46
Der Schmerz in Gedanken 50
Durch uns hindurch 54
Wo das Licht sich sammelt 59
Stille Nacht 62
Mit geöffneten Armen 66

III Entlang der Grenze 71

Schutzlos 73

Die Erde unter uns 75

Bonum est confidere 80

Auf der regennassen Straße 84

Ich bring' dir die Bilder 89

Der Himmel, sichtbar 92

Aus der Ferne 98

Was siehst du? 103

IV Abschied 107

Da kein Tod mehr wird sein 109

„Ich kann dich nicht sehen.“ 112

Dunkle Zweige 115

Das Leise 118

Wegsegen 123

Durch jenen Spalt 128

Licht, mich umspülend 130



I Aufbruch

Loslassen

Die Zugvögel über mir und das Bild in mir. Ich sehe dich auf dem Felsen sitzen, fühle deinen Blick, der dem nachgeht, was niemand wird halten können. Nicht mit diesen Händen. Nicht mit diesem Bewusstsein.

Wunderschönste Normalität, als solche nicht erkannt, die ich immer erinnern werde: der Tag vor dem Tag, mit dem die andere Zeit begann. Ein Nachmittagsausflug im späten Mai, wir fahren durch die uns vertraute hügelige Landschaft, über uns ziehen die Wolken, ich spüre die Biegungen der kurvigen Straße in meinem Körper, das weiche Gegengewicht des Autositzes, Grund, der ruhig bleibt, während wir uns bewegen. Ein Stück Welt, das war und nicht mehr ist und nie mehr sein wird. Du am Steuer. Wie sicher ich mich gefühlt habe – bei dir, mit dir. Am nächsten Morgen gingst du mit Aktentasche aus dem Haus in der frischen Morgenluft und du kamst nicht wieder, nicht am Mittag, nicht am Nachmittag, und es dauerte Tage, bis wir Kinder in die Intensivstation durften.

Die Tür ist grau umrandet und von schwerem Glas, zögerlich führt uns ein Krankenpfleger in den Raum am Ende des Flures. Ich versuche nicht nach links und rechts zu blicken, nur in der Erwartung zu bleiben, dich zu sehen. Der künstliche Atem, das Flackern der Geräte. Ich muss mich nicht zu dir beugen, ich bin noch nicht so groß. Ich sage, ich bin da, ich sage den

Namen, mit dem du mich liebevoll angesprochen hast, wenn meine Beine beim Wandern müde wurden. Du blickst nicht zu mir, keine Regung deines Körpers zeigt mir, dass du mich verstehst. Der Raum, der uns umgibt, ist so sehr ein Nicht-Zuhause, du bist wie es scheint losgelöst von allem, das zu dir gehörte, aber es bist du, ich konzentriere mich auf das, was geblieben ist: dein Körper, einzigartig und unverwechselbar, durch alle Veränderung hindurch und damit der Mensch, der du bist, der einen Ort einnimmt, im Familiengefüge, im Weltgefüge, der von keinem anderen eingenommen werden könnte.

Draußen geht die Welt weiter. Es ist Frühling, Lichtstrahlen brechen durch die dunklen schmalen Gitterstäbe der Umrandung des Stadtparks, ich lasse meine Hand über das schwere Eisen gleiten, während wir zum Auto zurückgehen. Niemandem möchte ich begegnen, niemanden sprechen müssen, der aus der Welt des ‚Davor‘ kommt, ohne es zu wissen, ohne von dem Bruch zu wissen, den diese Welt erlitten hat. Zuhause schreibe ich in mein Tagebuch in Schreibschrift, die nie so recht gleichmäßig und gerade werden möchte: Ich will dich behalten, egal wie.

Wie durch Glas

Die Zeit bleibt nicht stehen. Es kommen Morgen und Abend, jede Nacht geht vorüber, auch wenn sie schlaflos ist, es gibt keine Pause vom Alltag. Dass die Welt sich arglos weiterdreht, empfinde ich als rettend, zugleich aber auch als eine weitere Verletzung, als mangelnden Respekt vor dem, was geschehen ist. Heilsam sind die Zuwendungen, besonders die stillen, die keine Worte, keine Beschreibungen von mir verlangen. Ein großer Topf mit frisch gekochter Suppe, den wir Kinder auf den Steinen vor der Terrassentür finden, wenn wir von der Schule kommend in ein stilles, leeres Haus heimkehren. Kein Zettel zum Gruß, doch gerade in dieser wortlosen Geste erreicht uns so viel Wärme von Freunden und Nachbarn. Ihnen könnte ich begegnen, ich könnte sie ansehen, vielleicht auch erzählen. Doch sobald ich unter Menschen bin, die nichts von unserem Erleben wissen, beginnt mein Blick vielem auszuweichen, in Hilflosigkeit und Trotz, als trüge ich unfreiwillig ein Geheimnis in mir, durch das ich mich anderen entfremdet fühle: das Wissen darum, wie zerbrechlich alles ist. In den Schulräumen fixiere ich einen Punkt an der Wand, wenn es im Biologieunterricht um Herzversagen oder Ähnliches geht, verlasse ich das Unterrichtszimmer, nicht um die Toilette aufzusuchen, sondern um still an einem geschlossenen Fenster zu stehen und durch das Glas hindurch nach draußen zu blicken. Etwas Beruhigendes geht von diesem Blick auf den von alten Mauern geschützten

Schulhof aus, ein Bild, das mit einer immer unterschwellig fühlbaren Traurigkeit in Resonanz geht: sich langsam bewegende Menschen oder aber die Leere des in den Pausen von Leben gefüllten Platzes.

Manche Ärzte sagen, vielleicht kommt vieles wieder zurück, vielleicht dauert es ein Jahr. Und es ist gut, mit diesem Vielleicht zu leben. Du kommst nach Hause, zu Besuch. Und wir denken: Wird es so sein, wenn du wieder ganz bei uns bist, wenn du die Klinik verlassen kannst? Dann bist du wieder dort, in den anderen Räumen und ich denke an dich, in scheinbar belanglosen Momenten des Alltags, höre in mir deine Stimme, die mich ermahnt und ermutigt hat und auch in der Erinnerung an eine Ermahnung fühle ich nur Wärme und trostvoll, schmerzvoll: die Nähe des Fernen. Und es beginnt, was von nun an immer andauern wird: eine Beziehung, in der Fragen gestellt werden, die offenbleiben, eine Beziehung, in der Wut nicht aufkommen, sich nicht gegen den Anderen richten kann, und sich so ihre eigenen Wege sucht, die nach innen, nicht nach außen führen.

Ich will dich behalten, egal wie. Noch bin ich keine 12 Jahre alt. Jede Veränderung, auch wenn sie Verlust bedeutet, ist für mich sanfter als der Tod, von dem ich nichts weiß und nichts wissen will. Hauptsache, du bist irgendwo irgendwie noch da, möglichst bald wieder ganz bei uns. Nur: Wie trauert man um jemanden, der noch da ist? Gar nicht, denn er ist ja noch da. Aber um das, was unwiderruflich verloren ging? Kaum Raum für Trauer. Ich kann mich noch gut

umgewöhnen in einem Alter, in dem sich ohnehin die Wahrnehmung der eigenen Wirklichkeit beständig ändert. Nur würde ich manchmal gerne sagen, in einer Klarheit, die keiner weiteren Worte mehr bedarf, dass du nicht mehr da bist – so wie du da warst –, dass du jetzt fehlst. Und wenn ich so fühle, dass du mir fehlst, denke ich mir, es wäre einfacher, einen Menschen durch den Tod zu verlieren und trauern zu dürfen und das Verständnis anderer finden zu können, gezeichnet sein zu dürfen. Der Tod würde all dem, was ich als Schwere in mir trage, ein Recht geben, zu sein. So aber geht es weiter, das Lernen und Umgewöhnen und manchmal ist mir, als würde ich eine leise blutende Wunde betrachten, lautloses Fließen und Versickern, wie ein Bild, unfähig, die Wunde zu stillen.

Nur ein Bild.

Zwischen Ich und Du

Auf dem Fahrrad durch den grauen Regen. Immer die Wege, die Wege zu dir, die, seit sie nicht mehr nach Hause führen, schwer geworden sind. Nach unten gegen den Widerstand der Pedale, Druck in meinen müden Beinen, ich war noch nie in diesem Stadtteil. Weit hinaus aus dem Zentrum führt der Weg, vorbei an einem Kanal.

Dort muss es sein, durch die geöffnete Schranke, bei den Fahrradständern auf dem großen fremden Innenhof mache ich halt. Nur verschwommen nehme ich

eine Umgebung wahr, Menschen sind da, aber nicht als Mitmenschen, sie gehen ihre Wege, jeder die eigenen Sorgen tragend, die Köpfe immer wieder nach unten geneigt. Gegenüber des massiven L-förmigen Gebäudekomplexes ein Park, ein Draußenbereich, dichtes, schweres Grün der Laubbäume im Sommerregen. Die grauen Wände trennen Innen und Außen und doch ist es alles wie ein in sich geschlossener Innenraum, weit weg, ein anderer Raum, einer, in dem man nicht freiwillig ist, weshalb auch die schön gestalteten Grünanlagen von unsichtbaren Wänden umrandet zu sein scheinen.

Manchmal sind Pfeile auf dem Boden, sie ziehen die Blicke noch stärker nach unten, grauer Asphalt, der übergeht in graues Linoleum, hier geht es zum Haupteingang, dort zum Aufzug. Nicht zu viel fühlen, nicht zu viel blicken zu den Fragen, den offenen, hilflos suchenden. Am Ende eines langen Flures zur rechten Hand die Tür zu deinem Zimmer. Zu deinem Zimmer? Nein, es ist nicht deines. Nichts darin verrät, wer du bist. Die Zimmerpflanze weiß von nichts, kennt niemanden und jeden, kein Bild, das deine Erinnerungen trüge. Nur, dass du da bist, verrät, dass du bist. Oder ist es zunächst die bloße Anwesenheit deines Körpers und du bist anderswo, kommst erst zurück zu uns, wenn du uns ansiehst, uns hörst, wenn du uns erkennst, wenn du erkennst, dass wir dich erkennen?

Ich gehe über die Türschwelle, gehe über die Angst, wir könnten miteinander in einem Raum sein, ohne miteinander zu sein, ohne uns zu erkennen. Die Angst

vor der Ferne im Nahen, die so anders ist als die warme Nähe des Fernen. Schmerzlich, immer noch, die Erinnerung, an das erste Mal, als wir dich zusammen in diesem Zimmer besuchten. Ich blickte zu dir in den Raum, der nicht deiner ist, und du sagtest: „Schwester, bringen Sie mir bitte ...“. Ich habe gebraucht, um zu realisieren: Du hast mich nicht erkannt. Ich bin dir fremd. Ich wollte weglaufen und hätte doch nie weglaufen können von dir.

Aber nun schläfst du und ich kann dir nahe sein, so wie ich es bin, wenn ich an dich denke. An deinem Bett sitzend, in der Stille, erinnere ich mich müde an die Freude, die in uns war, als du wieder begonnen hattest, zu sprechen. An die Hoffnung, es würde jetzt wieder so sein und werden, wie es war, wir könnten zurückkehren an den Ort, an dem der Alltag zerbrach. In deinem Wieder-Besitz war jedoch zunächst nur das bereits einmal Gesprochene: Erst kamen Laute, dann Silben, dann Verse, mit und in denen du gelebt hattest, und schließlich mühsam die bewusst gebildeten Wörter. Sie kamen dir als vertraute, aber unzuverlässige Bekannte und inzwischen wissen wir, sie bleiben dir nicht so, wie sie einem Kind bleiben, wenn es sie einmal gefunden hat. Sie haben ihre Selbstverständlichkeit verloren. An deinem Bett sitzend, nehme ich wahr, wie sehr die Wörter gemeinsam mit den ihnen fest zugeordneten Bedeutungen uns Halt gegeben hatten, bevor sie verloren gingen. In der Stille, müde vom Krei-sen meiner lautlosen Gedanken.